Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 37 (1961-1962)

Heft: 10

Artikel: Zufall oder Ahnung? : Ein Gespräch über psychologische Rätsel des Alltags

Autor: Raths, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073975

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Gespräch über psychologische Rätsel des Alltags

Von Heinrich Raths

Dieser Bericht befaßt sich mit dem Zufall wie er jedem Menschen in seinem Dasein immer wieder unerklärbar und nichtwiederholbar begegnet. Wir werden künftig solche Erlebnisse in einer gesonderten Rubrik veröffentlichen. Leser, die ähnliches erlebt haben, sind gebeten, uns dies in einfacher Form mitzuteilen. Angenommene Beiträge werden honoriert. B. H.

Der Gastgeber begleitete mich ans Kaminfeuer zurück. Den andern Gästen gleich stand ich unter dem Eindruck der großartigen Sommernacht. Miteinander hatten wir zur unendlichen Ordnung der Sterne emporgeschaut und miteinander fragten wir uns, ob auch der Himmel seine Zufälle habe, denn wir waren ja aus dem Haus auf die Terrasse hinausgetreten, um

den durch das Firmament stürzenden Sternschnuppen zuzuschauen.

Zufälle? Man war also wieder einmal beim «Thema». Fromme und Ungläubige saßen beieinander und wurden einmal mehr mit den Rätseln nicht fertig, die der Alltag zu lösen aufgibt. Zufall der Begegnung, Zufall des Wiedersehens, Zufall der Todesahnung... nun, das Gespräch drohte in Verwirrung zu geraten, denn jeder wollte etwas erlebt haben, das ihm das Schicksal im Gewand des Zufalls erscheinen ließ.

Der immer gleich aufmerksame Hausherr rettete unser Zusammensein vor dem ärgerlichen Stimmengewirr, wo alle reden und keiner mehr zuhört, indem er an seinen Bücherschrank schritt, einen Band zur Hand nahm, mit dringendem Blick um Stille bat und nun etwas vorlas, dessen Herkunft er uns anfänglich nicht verriet:

«Es gibt nur wenig Leute, selbst unter den kühlsten Denkern, welche angesichts gewisser wunderbarer *Koinzidenzen* nicht zuweilen von einem ungenauen aber doch packenden Halb-Glauben an Übernatürliches überfallen werden. Die Vernunft wäre unfähig, sie als gewöhnliche Zufälle zu bewerten. Solche Empfindungen (denn dem Halb-Glauben, von welchem ich spreche, wohnt nie die vollendete Energie des Gedankens inne!) können nur mit Mühe zurückgedrängt werden, es sei denn, man wende sich an die Wissenschaft vom Zufall, oder wie der Fachausdruck lautet, an die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Nun, alles Rechnen ist seinem Wesen nach mathematischer Art; doch fassungslos und aufgescheucht stehen wir dem Ungewöhnlichen gegenüber: nämlich, daß die genaueste Wissenschaft vor vorbeihuschenden Schatten und der Geistigkeit des Unberührbarsten, was es im Bereich der Spekulation gibt, angewandt wird.»

«So theoretisch also», bemerkte ein belesener Gast, «kann Edgar Allan Poe daherkommen, den wir doch sonst von höchst anschaulich erzählten, unheimlichen und düsteren Geschichten kennen.»

Ich platzte fast vor Ungeduld, mit den Erfahrungen herauszurücken, welche mir wie eine lebendige Bestätigung der Erkenntnis des amerikanischen Dichters vorkamen. Zufall? Ahnung? Glaube, Halb-Glaube, Aberglaube? Erkenntnis, Wissenschaft? Aus Ehrfurcht schweigend, hatten wir miteinander unter dem Nachthimmel gestanden. Warum jetzt hinter das Geheimnis der Geschichten kommen wollen, die tiefern Einblick in das Schicksal des Menschen zu gewähren scheinen, aber keineswegs erhellen, woher wir kommen und wohin wir gehen?

Wohin wir gehen? Eine Frau, die in sich versunken am Gespräch teilgenommen hatte, sagte uns: «Am 29. August des Jahres 19... erschien mir in der Nacht vor dem träumenden Geist plötzlich ein weißer Vogel. Ich war fern vom Elternhaus. Der weiße Bote war mir zu eben der Zeit erschienen, als dort meine Schwester Leonore an Lungenschwindsucht starb. Als ich meiner älteren Schwester Beata von meinem seltsamen Erlebnis berichtete, gestand sie mir, daß ihr zur selben Stunde der weiße Vogel erschienen sei. – Ob ein Jenseits ist, weiß ich nicht; aber eine starke Vorstellung jenseitiger Welt lebt jedenfalls in mir», schloß die Erzählende ihre kurze Geschichte.

«Eines Abends», so fuhr ich fort, «unterhielt sich meine Familie über die verwandtschaftlichen Zusammenhänge einer Zürcher Familie. Als der Vater fragte, ob neben den vier Schwestern nicht auch ein Sohn da sei, erfuhren wir aus dem herbeigeholten Bürgerbuch des Jahres 1926, daß die Vermutung richtig war. Plötzlich entsann sich meine Schwester, schon gehört zu haben, daß dieser Sohn in Davos lebe. Am Morgen, der unserem genealogischen Gespräch folgte, fanden wir in der Zeitung die Anzeige des Hinschiedes jenes Mannes, von dem an unserem Tisch sicher nur einmal in ‚seinem Leben' gesprochen worden war.»

Nun war die Reihe des Berichtens wieder beim Hausherrn, der trotz der Traurigkeit des beschworenen Themas sichtlich darüber erfreut war, daß die wunderbare Stimmung gesammelten Zuhörens über dem Abend lag: «Vor vierzehn Tagen brachte einer meiner jungen Tischgenossen das Gespräch auf den Selbstmord. Wir erörterten diesen in einer recht akademisch unbeteiligten Weise, und ich unterließ auch nicht, fast ein wenig selbstgefällig beizufügen, daß ich zum Glück noch nie in den Fall gekommen sei, den Angehörigen eines Selbstmörders mein Beileid auszudrükken. – Und genau einen Tag später erhielten wir die Anzeige des Todes einer Freundin meiner Tochter, die keine Zweifel darüber bestehen ließ, daß sich jene das Leben genommen hatte. Mir kam es wie eine Versuchung der Götter vor, daß ich noch am Tage vorher mein Los gepriesen, nie mit dem Freitod als einem

Leid mir nahestehender Mitmenschen in Berührung gekommen zu sein.»

Daß die Fähigkeit, zu ahnen, Leben retten kann, bewies uns die Geschichte, welche ein junger Anwalt mit der ihm eigenen Geschicklichkeit des Erzählens darbot:

«Vor Jahrzehnten begab es sich, daß eine Frau aus der Verwandtschaft meiner Mutter nach Amerika zu reisen wünschte. Sie gedachte, sich in Le Havre einzuschiffen. Als ihr Gepäck schon auf dem Schiff verstaut war, fühlte sie sich plötzlich wie durch Eingebung davor gewarnt, diesen Amerika-Dampfer zu besteigen. Beim Hafenamt, wo sich die aufgeregte Frau von der geplanten Reise abzumelden wünschte, erklärte man ihr entschieden, daß es dafür jetzt zu spät sei und daß man nicht daran denke, ihr Gepäck wieder herauszuholen. Binnen kurzem würden die Anker gelichtet. Entgegen sonstiger sparsam-kluger Frauenart gab die Reisende ihr Gepäck preis und blieb in Le Havre. – Zwei Tage später vernahm die Frau, daß ‚ihr' Schiff mit einem Eisberg zusammengestoßen und gesunken sei. Unbegreiflich bleibt uns», so schloß der Anwalt seinen Bericht, «warum dieser Mensch vor der Gefahr gewarnt worden ist, alle anderen Passagiere aber ahnungslos ihrem Verderben entgegenfuhren.»

*

Der Gastgeber deutete an, daß es jetzt an mir sei, etwas aus meiner «Sammlung von Zufällen» darzubieten:

«Vor einigen Wochen war ich zu einer Dame gebeten worden, die den Wert ererbter antiker Möbel geschätzt wünschte. Nachdem das Geschäftliche rasch erledigt war, lud sie mich ein, im Wohnzimmer Platz zu nehmen. Ich folgte ihr gern und vermutete, sie wolle sich mit mir noch ein wenig über ihren vor einem Jahr in den Dolomiten verunglückten Sohn unterhalten. Sie wußte, daß wir im gleichen Club gerudert und einander überhaupt gut verstanden hatten. Während zwei Stunden vernahm ich nun, immer tiefer von dem wunderbaren Bericht ergriffen, wie die Seelen zweier Menschen über alle Distanzen hinweg verbunden zu bleiben vermögen. Keine Trauer und kein Schluchzen mischte sich in die ungemein klaren, fast wissenschaftlichen Worte der Mutter, so daß man anzunehmen geneigt war, es bestehe zwischen ihr und dem Dahingeschiedenen heute noch eine innige geheime Verbindung. Ich vernahm nun folgendes:

‚Seiner Gewohnheit getreu, war Robert wieder einmal für eine mehrtägige Klettertour aufgebrochen. Ich wußte, daß er die Berge so sehr liebte, daß es am besten war, wenn ich alles Bangen um ihn unterdrückte, um auch nicht das leiseste Unbehagen in sein Gemüt überspringen zu lassen. Von seinen Gefährten hörte ich oft seine fast gelehrtenhaft umständliche Sorgfalt beim Bergsteigen rühmen.

Einige Tage nach seinem Aufbruch wurde ich ganz plötzlich von völlig ungewohnten Schmerzen in der Magengegend befallen. Der quälende Druck und andere Symptome ließen mich ein Krebsgeschwür befürchten. Ich eilte sofort zu meinem Arzt, beschrieb ihm das Vorgefallene und bat ihn um eine rücksichtslose Auskunft. Er untersuchte mich gründlich, bereitete einige Analysen vor und meinte, daß eigentlich nichts auf ein Carzinom hindeute; fragte mich aber, ob ich gegenwärtig einen großen seelischen Schmerz zu überstehen habe? Ich entgegnete, daß ich vor einigen Jahren gewiß manches ganz Schwere zu ertragen gehabt hätte, jetzt aber doch mit dem Schicksal der Familie recht zufrieden sein dürfe. Der Arzt entließ mich mit beruhigendem Bescheid und versprach weiteren Bericht nach der Durchführung seiner wissenschaftlichen Untersuchungen. Am darauffolgenden Nachmittag meldete ein Telegramm, daß Robert vermißt werde. Wenig später erlangte ich die traurige Gewißheit, daß er in jener Stunde von einer Steilwand in den italienischen Alpen abgestürzt sein mußte, da ich beim Arzt in Zürich mit meinen Schmerzen weilte.'»

Der Gastgeber unterbrach mich und meinte, ohne darauf hinzuzielen, warteten wir in seiner Stube mit Geschichten auf, die ihn an Thornton Wilders berühmten Roman «Die Brücke von San Luis Rey» erinnerten:

«‚Freitag, den 20. Juli 1714 um die Mittagsstunde, riß die schönste Brücke in ganz Peru und stürzte fünf Reisende hinunter in den Abgrund. Ein gelehrter Mönch, durch das Geschehnis zutiefst betroffen, machte sich auf, die Lebensgeschichte der fünf verunglückten Reisenden zu erforschen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß ihr Schicksal sie alle just in dem Augenblick ereilt habe, da es sich auch schon erfüllte. ‚Warum geschah das just diesen fünfen?' fragte er sich. Wenn es überhaupt einen Plan im Weltall gab, wenn dem menschlichen Dasein irgendein Sinn innewohnte, mußte er sich, wenn auch geheimnisvoll verborgen, si-

cherlich in jenen fünf so jählings abgeschnittenen Lebensläufen entdecken lassen. Entweder leben wir durch *Zufall,* oder wir leben nach einem *Plan* und sterben nach diesem Plan. Und in jenem Augenblick faßte Bruder Juniper den Entschluß, die geheime Lebensgeschichte der fünf Menschen, die da vor seinen Augen in die Tiefe stürzten, zu erforschen und den Grund ihres jähen Dahingerafftwerdens zu entdecken. Es schien Bruder Juniper hohe Zeit, daß die *Theologie* ihren Platz unter den exakten Wissenschaften einnähme, und er hatte seit langem beschlossen, ihr den zu verschaffen.' – Wer weiß, ob dieser Robert nicht auch vom Tod in den Bergen ereilt worden ist, als er an einer geheimnisvollen Grenze seiner persönlichen Lebensmöglichkeiten angelangt war.»

Ich wußte darüber mehr, hielt es aber für schicklich, es zu verschweigen. Um aber dem Hausherrn zu bezeugen, daß er recht hatte, Thornton Wilder zu beschwören, berichtete ich der Gesellschaft, die immer noch ganz Ohr war:

«Als der Genfer Industrielle J. im Herbst 1953 mit einem ‚Comet'-Flugzeug auf dem Weg nach Nordamerika ins Meer stürzte, fragte ich mich, warum dieser mir als so wohlüberlegt, nüchtern und vorausschauend bekannte Mann einen Flugzeugtyp zu besteigen wagte, der damals schon drei katastrophenartige Unfälle hinter sich hatte und einfach noch nicht genügend erprobt schien. Später erfuhr ich, daß eine Zigeunerin J. in jungen Jahren geweissagt habe, er werde im Alter von dreiundfünfzig Jahren sterben. Im letzten halben Jahr vor der Erreichung des fatalen Alters begann die dunkle Todesahnung eher zurückzuweichen, und es hätte nicht zur männlich-soldatischen Art J.s gepaßt, sich unter dem Eindruck der uralten Prophezeiung in seinen Entschlüssen beirren zu lassen. Zutiefst über alle Schilderungen des freiwillig-unfreiwilligen Endes des bedeutenden Unternehmers betroffen, erkannte ich allmählich, daß er selbst vom Leben nichts mehr erwartete, es trotz seiner äußeren Erfolge als sinnlos empfand und sich dem Ende zutreiben ließ, als wüßte er genau um die Unausweichlichkeit des vorbestimmten Geschicks ...

Während einer Dampferfahrt auf dem Mälarsee», so fuhr ich weiter, «zog mich eine Engländerin überraschend vertraulich ins Gespräch, so als sähe sie in mir nicht den zufälligen Mitpassagier, sondern einen Beichtvater. Sie setzte mir ungebeten auseinander, warum ihre Ehe geschieden worden sei und verweilte lange und nachdenklich bei der Schilderung einer sonderbaren Begebenheit, die sich wenige Monate vor ihrer Trennung ereignet hatte. Zu ihrem Gatten, einem Hochschulprofessor in Indien, stand sie damals in einem zwischen Liebe und Haß grauenvoll hin und her schwankenden Verhältnis. Als sie ihn aus Madras zurückerwartete, fühlte sie sich den ganzen Tag vor der Zurückkunft des Mannes seltsam bedrückt, was sich der Zuhörer zuerst ganz einfach als die Bangigkeit dessen erklärte, der nicht weiß, ob sein Innerstes von Beklommenheit beschwert ist oder ob er sich auf den Ankommenden freuen soll.

Kurz hintereinander stärkte sich die Frau an jenem schwülen Sommertag mit kalten Getränken, und den Schlaf versuchte sie mit einem starkwirkenden Mittel herbeizulocken. Doch alles half nichts, die Unruhe blieb, und am folgenden Tag war sie erneut von der Qual widerstreitender Gefühle gepeinigt.

Allmählich indessen klärte sich ihr der Ausblick in die Wirklichkeit: Ihrer resoluten, in Geschäften gewohnten Art gemäß, faßte sie sich, um ihre Entschließungen zu treffen. Sie begab sich zu dem ihrem Gatten und ihr gemeinsamen Anwalt und verlangte, daß er das Leben ihres Mannes für die in wenigen Stunden beginnende Flugüberfahrt von Madras nach London für Fr. 1 000 000.– bei ‚Lloyd's' versichere. Zudem sollte er sofort an die indische Flughafenbehörde ein Telegramm aufgeben, worin der Gatte vor einem Defekt des Flugzeuges gewarnt würde.

Der Takt gebot es dem Zuhörer, diese sonderbare, um nicht zu sagen schizophrene Verquickung von Todesangst, Lebensversicherung und Warnung vor den Ohren der mit Ruhe und Charme erzählenden, eleganten Frau nicht zu de' en. Wichtig war nur, von ihr zum Schluß ı vernehmen, daß der aus Madras über Kairo nach London geflogene Gatte sie zur Begrüßung im Flughafen fragte: ‚Wie zum Teufel hast du in England gewußt, daß unser Flugzeug eine Havarie erlitten hat, welche es zwang, sechs Stunden über die Abfahrtszeit hinaus stehen zu bleiben, bis der ersetzte Motorenbestandteil richtig eingebaut war?' Aus der folgenden Erzählung ergab es sich, daß das Flugzeug mit einer weiteren schweren Beschädigung in eben jenen Stunden über das Rote Meer flog, als die Frau von Qualen geplagt

war, als müßte sie mit ihrer ganzen Kraft etwas ihr Unbekanntes stützen.»

*

Nun gab die Frau des Hausherrn ein Zeichen, um anzudeuten, daß auch sie etwas zur Unterhaltung beizutragen wünsche. Ich habe mir ja nicht gedacht, daß wir an diesem Sommerabend auf so trübselige Geschichten kommen würden; aber sind sie nur traurig und unheimlich, wenn man von Warnungen berichten kann, welche die Aufmerksamkeit eines Menschen so sehr steigerte, daß er dem drohenden Verhängnis auszuweichen vermochte?

Mit ihrer fraulich-bedächtigen Art hub sie zu erzählen an: «Auf einer Paßhöhe zwischen Bündnerland und Tessin hielt ein junger Mann, der auf einer Radtour war, inne, um sich etwas auszuruhen und die Landschaft zu überschauen. Ehe er sich zur Abfahrt anschickte, trat ein Mann zu ihm, dessen nach der Art der Briefträgerkappen geschnittene Mütze ihm auffiel. Dieser gab ihm mit freundlichen Worten den Rat, auf der anderen Seite des Passes langsam und vorsichtig hinunterzufahren und immer gut auf das Funktionieren der Bremsen zu achten. Besonders an der dritten Kurve werde es gefährlich sein; schon mancher sei mit zu großer Geschwindigkeit in sie hineingefahren und dann an der sie begrenzenden Felsmauer zerschellt. Der Radwanderer dankte für die nützlichen Ratschläge und fuhr mit ständig kontrollierten Bremsen in vorsichtigem Tempo die Straße hinunter. – Doch welch grauenhaftes Bild bot sich ihm in der dritten Kehre dar: An der Stelle, die ihm der fremde Weggefährte beschrieben, lag tot in seinem Blute neben dem umgestürzten Rad die Gestalt des Mannes mit der Briefträgermütze, welcher ihm vor einigen Augenblicken auf der Paßhöhe zu rettender Mahnung erschienen war!»

Die Tafelrunde hörte sich die Geschichte an, ohne die Zweifel abgebrühter Rationalisten anzumelden. Immerhin wurde allgemein bedauert, daß solchen Begebenheiten die letzte verläßliche Prüfung eben doch fehle. Welches unheimliche Gewicht wohnte dem Bericht erst inne, wenn der Radfahrer sich just nach dem Verlassen der Paßhöhe zu einem Dritten geäußert hätte: «Wie nett von dem Wandersmann oder Postboten, mich auf die Tücken der Straße aufmerksam zu machen.» Und weiter überlegte ich mir: ‚Wäre es nicht denkbar, daß der wahrhaft erschütternde Anblick des Gestürzten eine Art nicht stattgehabte, die Ordnung des traditionellen Zeitablaufes mißachtende Warnung ins Gemüt des Geretteten retroprojizierte?'

Während der Herr des Hauses Wein einschenkte, bemerkte er mit einer Miene, in welcher sich Ernst und Ironie eigentümlich mischten, ob denn alle Erfahrungen solcher «Zufälle» allein im Zeichen nahenden Todes gemacht werden müßten? Die Gästeschar atmete auf ... und von allen Seiten drängte nun die Frage heran, ob das Schicksal nie Humor haben könne. Ich versprach, zum Schluß noch zwei freundlichere Geschichten aus meiner Erinnerung zum Besten zu geben und fuhr fort:

«Im Herbst 1952 ließ ich durch den sächsischen Maler Reinhold Rudolf Junghanns, der in Zürich wohnt, eine Porträtskizze erstellen. Er hatte mich mehrere Male dazu gedrängt, und endlich gab ich seinem Wunsche nach. Sehr anregend waren die Sitzungen im Atelier. Wenn der Künstler in seiner gesammelten und selbstverständlich schweigend verrichteten Arbeit aussetzte, unterhielt er sich mit mir über seine Münchener Jahre. Am Schluß der dritten Sitzung empfahl er mir einmal, Herrigels Buch ‚Zen in der Kunst des Bogenschießens' zu lesen. Es sei ein großartiges Beispiel für das Ergebnis der Konzentrationsfähigkeit des östlichen Menschen. Weniger aus wahrem Interesse, denn aus Höflichkeit, nahm ich den schmalen schwarzen Band entgegen, über welchen früher nie jemand mit mir gesprochen hatte, verabschiedete mich von dem Manne und begab mich wieder an meine Arbeit.

Um halb ein Uhr traf ich im ‚Rüden' einen mir seit langem befreundeten Arzt. Wir unterhielten uns über Dichter. Plötzlich gab sich der Freund einen Ruck und sagte: ‚Nächste Woche werde ich euch, meinen Freundeskreis, zusammenrufen und euch von einer Methode sprechen, welche die Konzentrationsfähigkeit auf das beste schult. Ich verrate nicht, worum es geht. Ich will euch so überraschen, wie ich überrascht worden bin.' ‚Hat es mit Ostasien zu tun?' fragte ich schüchtern. ‚Ich sage dir gar nichts im voraus und deute auch nichts an!'

Meiner Sache ganz gewiß, bückte ich mich, nahm meine Ledermappe in die Hand und entnahm ihr das Buch japanischer Erfahrungen des deutschen Wissenschafters. Ich hielt dem Arzt das Bändchen hin und fragte ihn, ob dies

der Quell seiner neuesten Eingebung sei. Er fiel wie aus allen Wolken und gestand, daß er just aus diesem Buch viel gelernt habe und es uns nicht vorenthalten wollte.

Der Rest des Tischgespräches gehörte natürlich unserem Problem der Koinzidenzen, das hier immerhin ein neues Rätsel aufgab, wenn man bedenkt, daß Herrigels Buch damals in keiner Zeitung besprochen oder sonstwie einem Bestseller gleich aktuell war.»

«Das ist alles noch keine Feinmechanikerarbeit des Schicksals», spottete einer der älteren Gäste, die bis jetzt zugehört hatten, als fehlten ihnen eigene Erfahrungen solcher Zufälle. Wie erstaunten wir alle, als er mit genießerischer Bedächtigkeit zuerst schilderte, wie er in Tokio unter einem ungeordneten Stoß von Holzschnitten das ungeduldig gesuchte Bild einer Theater-Darstellung Toyokunis sofort fand und drauf weit ausholte, um eine Geschichte zu erzählen, die man nie für wahr hielte, wenn man ihn nicht als Pedanten der Wahrhaftigkeit kennte:

«Meine Geschäfte riefen mich wieder einmal in die Vereinigten Staaten. In Philadelphia besuchte ich Tante Julia, eine Verwandte meiner Mutter. Wir blätterten auch in alten Alben. Als mir ein Jugendbildnis meiner Mutter begegnete und ich dafür sichtlich Interesse zeigte, schenkte die Tante es mir, dem seltenen Gast aus ihrer Heimat. Dankend versorgte ich es in meine Ledertasche. Einige Tage vor meiner Heimkehr wurde mir diese aus der Halle eines New Yorker Hotels gestohlen. Ein Geschäftsfreund setzte sofort ein Inserat auf und versprach dem ‚ehrlichen Dieb' hundert Dollar ‚Finderlohn', wenn er den mit Patentschriften vollgestopften Bag zurückbringe.

Als der Tag der Abfahrt gekommen war, fehlte die Ledertasche noch immer. Ich fuhr ohne sie zum Flughafen La Guardia, doch startete mein Flugzeug infolge eines Motorendefektes nicht, und ich wurde zum Hotel zurückgebracht. – Und dort händigte mir der Concierge strahlenden Auges meine Tasche aus; ich stellte erfreut fest, daß mir weder die wichtigen Akten noch die Photographie der Mutter abhanden gekommen waren. Am folgenden Tag fuhr ich wieder nach La Guardia hinaus, wo das Flugzeug zum Start bereitstand, und ohne Störung flogen wir nach Zürich zurück.

Einige Tage nach der Ankunft ging ich zu einem Antiquar in der Altstadt, um ein Rähmchen für die ovale Photographie zu suchen. Der Antiquar verwies mich auf einen Korb, wo solche Rähmchen en masse aufbewahrt wurden. Schon das erste, das mir in die Hände kam, paßte. Durch dessen Glas hindurch fiel aber mein Blick auf die Rückseite eines größeren Rähmchens, das Schriftzüge . . . meiner Mutter zeigte!

Ich war tief beeindruckt, um nicht zu sagen, erschreckt, denn ich besitze fast nichts Geschriebenes von der Hand der lieben Frau, die von dieser Welt gehen mußte, als ich neun Jahre alt war. Fast als wäre es eine Reliquie, nahm ich das Bildchen zur Hand; es zeigte auf vergilbtem Papier die Gräber meine Vorfahren, deren Namen und Lebensdaten die Mutter mit ihrer Hand auf der Rückseite verzeichnet hat.»

Wir saßen noch eine Weile am Kamin, der eine oder andere leerte etwas verlegen sein Glas, starrte in die Glut. Ein Kommentar blieb aus. – Das Bild der Mutter, das sein Rähmchen nach einer Reise von dreitausend Kilometer wieder gefunden hat . . . der Sohn, der auf der Suche nach einem solchen Rähmchen das Bild der Ahnengräber findet . . . ist es nicht jedes Mal eine Heimkehr zu seinem Schicksal?

Und auf meinem einsamen Heimweg entsann ich mich eines Bekenntnisses von Albert Einstein vom Sommer 1927: «Wenn man mit unseren beschränkten Mitteln in die Natur einzudringen versucht, so findet man hinter allen für uns noch erkennbaren Zusammenhängen etwas ganz Feines, Ungreifbares, Unerklärliches; die Ehrfurcht vor diesem jenseits des für uns Greifbaren Waltenden ist meine Religion; insofern bin ich in der Tat religiös.»